

REZENSIONEN



Richard Ovenden:
Bedrohte Bücher.
Eine Geschichte der
Zerstörung und Bewahrung
des Wissens.

Berlin: Suhrkamp, 2021. 416 S., Abb.,
 geb., ISBN 978-3-518-43007-1,
 EUR 28,00.

Original Version: Richard Ovenden:
 Burning the Books. A History of the
 Deliberate Destruction of Knowledge.

320 S. Harvard University Press,
 Cambridge, Mass, geb.,
 ISBN 13 9780674241206, 16.25 \$.

Richard Ovenden, Bibliothekar und Direktor der Bodleian Library der Oxford University, beschreibt in seinem Buch „Burning Books“ das Panorama des bedrohten Wissens durch die Jahrhunderte, von den fragilen Tontafeln aus Mesopotamien über kostbare Bände mittelalterlicher Gelehrsamkeit bis hin zu den bedrohten Beständen in irakischen Archiven, die heute sicher in Südkalifornien verwahrt werden. Seitdem die Menschheit die Möglichkeit hat, Wissen schriftlich festzuhalten, hat es immer wieder Versuche gegeben, dieses Wissen zu kontrollieren und sogar zu vernichten. Ausführlich legt der Autor dar, welche Vernichtung von Büchern zur Zeit der Reformation in England der Glaubenswechsel ausgelöst hat. Bibliotheken als eine Form der Orte des traditionellen Wissens, warnt Ovenden,

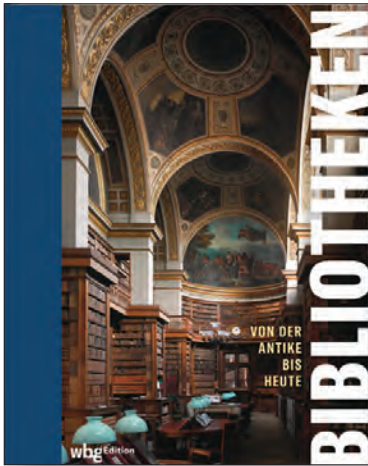
sind heute besonders anfällig für politisch motivierte Angriffe. Sie werden von der öffentlichen Hand vernachlässigt oder gleich geschlossen. Er zeigt in seinem Buch in 15 Kapiteln, wie immer wieder auf private Initiative hin Wissen vor dem Zugriff der Politik gerettet wurde. Ovenden nennt das Beispiel von Max Brod, der dem letzten Wunsch seines Freundes Franz Kafka, seine Werke zu vernichten, nicht nachkam. Wäre er dem Wunsch und Willen seines Freundes nachgekommen, wären der deutschen Literatur großartige Werke verloren gegangen. Dass der Autor auch in seiner Eigenschaft als Chef der Bodleian Library in Oxford sich der Versäumnisse im eigenen Land wie auch in den damaligen britischen Kolonien annimmt und sie kritisch beleuchtet, ist ihm hoch anzurechnen.

Bis ins heutige digitale Zeitalter ist das Wissen diesen Gefahren ausgesetzt, denn es sind private Unternehmen wie Google und Amazon, die über Weitergabe und Erhalt digitaler Inhalte entscheiden und sei es nur dadurch, dass die digitalen Publikationen nicht in deren Suchmaschinen oder auf ihren digitalen Plattformen referenziert werden. Der Albtraum einer ausgelöschten digitalen Vergangenheit ist noch weitreichender, meint Richard Ovenden, wenn jedes Jahr historisch relevante Textnachrichten von Politikern nicht dokumentiert oder langzeitaufbewahrt werden. Da wären aber auch noch die Cyberangriffe zu nennen, die die digitalen Angebote der Bibliotheken zum Absturz bringen. Die Erzählung von Bibliotheken und der Zerstörung ihrer Bestände, sowie der Motive, die mutige Privatpersonen zu deren Rettung antrieben, machen aus dem Buch eine spannende und lehrreiche Lektüre. Beispielsweise wenn der Autor beschreibt, wie die Library of Congress in Washington DC oder die Universitätsbibliothek im belgischen Löwen gleich zweimal in

ihrer Geschichte abbrannten und wieder aufgebaut wurden. Besonders das Kapitel über das mutige Vorgehen zur Rettung der jüdischen Bibliothek in Vilnius während und nach dem zweiten Weltkrieg verdient hervorgehoben zu werden. Der Aufruf zu mehr Investitionen in die Bibliotheken als Wissensspeicher ist vor der aktuellen Situation der Bibliotheken in Großbritannien zu sehen, so dass auch verständlich wird, dass der Autor das digitale Wissen bis hin zur Kommunikation auf den Social-Media-Kanälen archiviert haben möchte.

Richard Ovenden schließt mit dem Hinweis, dass Bibliotheken fünf wichtige Aufgaben zukommen: 1. Bildung vermitteln, 2. Wissensbewahrung zu gewährleisten, 3. Stützen für eine offene Gesellschaft zu sein, 4. Garant für die Verifizierung von Informationen zu sein, ob sie gefälscht oder wahr sind, schließlich 5. institutionell die kulturelle wie historische Identität zu bewahren. Im digitalen Zeitalter kann nichts davon als selbstverständlich gelten, wie Ovenden eindrücklich dargelegt. Wissen ist Macht – und es wäre gut, wenn die Erkenntnis über Bibliotheken und Archive als Orte der Kulturbewahrung über Fachkreise hinaus sich in breiten Kreisen durchsetzen würde. Die Publikation ist vollgepackt mit Wissen und mit einem Anflug von britischem Humor geschrieben. Das Buch hinterlässt einen nachhaltigen Eindruck, der zum Nachdenken anregt. Ein faszinierendes Stück Kulturgeschichte, welches aber auch ein leidenschaftliches Manifest eines engagierten Bibliothekars ist. Die Lektüre bereitet große Freude in der Originalversion. Leider widerspiegelt sich das nicht gleichermaßen in der deutschen Übersetzung, weshalb den Sprachkundigen das Original zur Lektüre empfohlen sei.

Stephan Holländer, Basel



Campbell, James W. P.:

**Bibliotheken.
Von der Antike bis heute.**

Fotografien von Will Pryce.

Aus dem Englischen von Gregor Runge,
Dörte Fuchs und Jutta Orth.

Darmstadt: wbg Edition 2021,
328 S., ISBN 978-3-534-27383-6.
EUR 60,00.

Der vorliegende Band erschien unter dem Titel „Die Bibliothek. Kulturgeschichte und Architektur von der Antike bis heute“ bereits 2013. Die Erstauflage wurde in b.i.t.online damals bereits angezeigt. Nun liegt der aufwändig gestaltete Band in einer leicht veränderten Auflage vor. Nur wenige Seiten sind jedoch gegenüber der Erstauflage hinzugekommen. Text und Bilder blieben weitgehend unverändert. Wer also bereits die Erstauflage besitzt, sollte sich gut überlegen, ob die Neuauflage unbedingt notwendig ist. Unabhängig davon wird eine Kulturgeschichte der Bibliothek von der Antike bis zur Gegenwart geboten, mit einem besonderen Augenmerk auf die jeweilige bauliche Situation. Alleine die Fotografien von Will Pryce lohnen die Anschaffung dieses außergewöhnlichen und sehr hochwertig ausgestatteten Bandes. Mit Blick auf den lesenswerten Text ist die internati-

onale Perspektive hervorzuheben: Hier wird nicht nur eine Geschichte abendländischer oder generell „westlicher“ Bibliotheken präsentiert, sondern immer wieder auch auf die Entwicklung beispielsweise in Afrika oder Asien eingegangen. Natürlich kann jede Auswahl bei einem solchen Arbeitsprogramm nur selektiv sein, das betont James W. P. Campbell zu Beginn auch selbst. Aber die Auswahl ist sehr geglückt, so viel sei hier verraten. Die Leser bekommen eine erstklassige Bibliotheksgeschichte geboten. Kurzum: Ein sehr gelungener Band, dessen Anschaffung man nur empfehlen kann!

Zielpublikum: Bibliothekarinnen/Bibliothekare, Buchwissenschaftlerinnen/-wissenschaftler, Historikerinnen/Historiker

Konrad Stidl, Regensburg



Dora, Cornel – Nievergelt, Andreas (Hg.):

**Fenster zur Ewigkeit.
Die ältesten Bibliotheken
der Welt**

(Bibliothek und Wissenschaft 54).

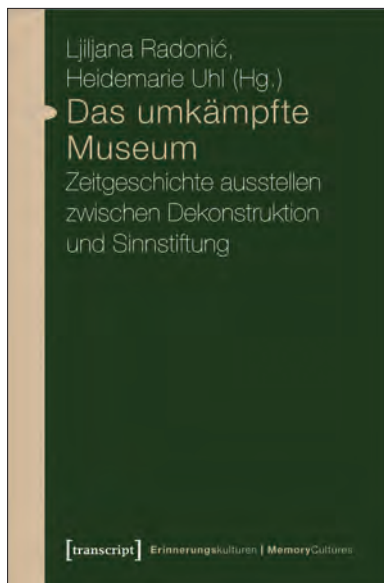
Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2021,
286 S., ISBN 978-3-447-11726-5.
EUR 118,00.

Im September 2019 fand in der Erzabtei St. Peter in Salzburg ein Kolloquium statt, dessen Referate nun gedruckt vorliegen. Insgesamt zwölf Beiträge finden sich in diesem Band versammelt. Im Mittelpunkt der Konferenz standen vier der ältesten noch existierenden Bibliotheken der (westlichen) Welt: die Biblioteca Capitolare di Verona (3./4. Jahrhundert), die Bibliothek des Katharinenklosters auf dem Sinai (um 550), die Stiftsbibliothek St. Gallen (612) sowie die Bibliothek des Klosters St. Peter in Salzburg (696). Nach einem magistralen Überblick der Bibliotheks- und Buchgeschichte von der Antike bis zum Beginn der Frühen Neuzeit durch Michele C. Ferrari folgt ein Beitrag zur Biblioteca Capitolare di Verona. Drei weitere Aufsätze behandeln die Bibliothek des Katharinenklosters auf dem Sinai. Die Stiftsbibliothek von St. Gallen steht im Zentrum von drei Abhandlungen, darunter zwei Beiträge von den Herausgebern Cornel Dora und Andreas Nievergelt. Daran schließen sich zwei Artikel

über die Bibliothek von St. Peter an. Den Abschluss bildet ein Beitrag über die Bibliothek der Moschee von al-Quarawiyyin in Marokko, der ein wenig aus dem Rahmen fällt, sowie ein Epilog von Michael Knoche über die ältesten Bibliotheken der Welt. Gerade der letztgenannte Artikel fasst die Erträge der Tagung noch einmal konzise zusammen und zieht eine Bilanz eines – wie man hier nachlesen kann – äußerst fruchtbaren Kolloquiums.

Zielpublikum: Bibliothekarinnen/Bibliothekare, Buchwissenschaftlerinnen/-wissenschaftler, Historikerinnen/Historiker

Konrad Stidl, Regensburg



Radonić, Ljiljana / Uhl, Heidemarie (Hg.):

Das umkämpfte Museum.

Zeitgeschichte ausstellen zwischen
Dekonstruktion und Sinnstiftung.

Bielefeld: transcript Verlag, 2020. 286 S.,
16 s/w Abb., ISBN 978-3-8376-5111-9,
EUR 32,99.

Das klassische Museumsverständnis hat sich gewandelt, daran besteht mitnichten Zweifel. Im Gegensatz zur Vergangenheit reflektiert, dekonstruiert und erschafft das Museum heute – Geschichte wird neu und kritisch definiert. Was lange – wohl aus Angst oder Ablehnung gegenüber neuen Ideen – unmöglich erschien, ist mittlerweile vielen musealen Institutionen geglückt: ein anderes Selbstverständnis aufzubauen. Das lange als tot geglaubte Museum ist wiederauferstanden, gar gefragter als zuvor und befindet sich im Wandel zu einem Ort der Verständigung. Gleichzeitig ist es Kontaktpunkt für Identität, Partizipation und kritische Auseinandersetzung. Die reine Darstellung von Geschichte scheint passé, Bedürfnisse und Themen der Gegenwart und Zukunft haben ihren Raum gefunden; sie stoßen auf Gehör. Doch gilt dieser Wandel für alle Institutionen im musealen Bereich? Ist dieser auch in Gedenkstätten, Zeitgeschichts- und Erinnerungsmuseen umzusetzen? Ihnen kommt schließlich eine Sonderrolle zu, werden diese doch als Ort der

Sensibilisierung für Demokratie und Menschenrechte verstanden.

Dass dieser Transformationsprozess um die neue Ausrichtung für ebenjene Art von Museen eine besondere Herausforderung darstellt, bedarf keiner Diskussion. Doch wie sieht der konkrete Handlungsspielraum aus, welche Möglichkeiten ergeben sich und welche Formen der Ausstellung und Vermittlung sind notwendig?

Um einen Austausch auf diese Fragen anzuregen, fand am 3. und 4. Oktober 2018 in Wien die Konferenz *Das umkämpfte Museum. Zeitgeschichte ausstellen zwischen Dekonstruktion und Sinnstiftung* statt. Der hier vorliegende gleichnamige Sammelband spiegelt die Ergebnisse dieser Tagung in 15 Beiträgen der 17 Autorinnen und Autoren wieder.

Was zu Beginn wie eine Zusammenfassung des bisherigen Kenntnisstandes zur veränderten Rolle des Museums wirkt, entpuppt sich im Verlauf des Bandes als Irrglaube. Bereits im einleitenden Ausblick der Herausgeberinnen deutet sich an, dass dieser Sammelband mehr verspricht und abseits des allgemeingültigen Standards agiert.

Unterteilt ist das Sammelwerk in fünf Themenblöcke: *Zeitgeschichtsmuseen jenseits des Nationalen, Migration als neuer Zugang, Opfer und Täter (nicht) sinnstiftend ausstellen – Nationalsozialismus und Holocaust im Museum, Jüdische Museen als Korrektiv?* sowie *Museen in postsozialistischen Ländern zwischen Europäisierung und nationaler Neuerung*.

Der erste hervorzuhebende Aufsatz ist von Andrea Mork: Mit der Vorstellung des Hauses der Europäischen Geschichte in Brüssel und dessen Kernkompetenzen schlägt sie bereits zu Beginn den wichtigen Bogen zur Gemeinsamkeit von Geschichte und Politik – nämlich die gesellschaftliche Selbstreflexion innerhalb dieser beiden Felder und damit einhergehend, dass diese Themen jeden etwas angehen. Das Haus der Europäischen Geschichte versteht sich als Kultureinrichtung und Museum, das neben

Dauer-, Wechsel- und Wanderausstellungen ein vielfältiges Angebot an Bildungsprogrammen und Veranstaltungen führt, um die Geschichte Europas – und noch wichtiger – dessen Integrationsverständnis aus unterschiedlichster Perspektive zu vermitteln. Mit der Vorstellung der Gründung und Konzeption sowie der letztlich Umsetzung verbindet Mork gleichzeitig die allgemeine Debatte zur Frage der „richtigen“ Vermittlung von Wissen. Differenziert und reflektiert, selbstkritisch und fragenstellend erörtert sie, dass es nicht darauf ankommt, alle Inhalte allumfassend darzustellen, sondern Mut zur Lücke zu beweisen und sich auf besondere Schwerpunkte zu konzentrieren. Dabei muss das Besucherpublikum in die Pflicht genommen werden, sich eine eigene Meinung zu bilden und eine tiefere Auseinandersetzung anzuregen, die möglichst vielschichtige Perspektiven einnimmt. Dies klingt nach einer sehr ambitionierten Zielsetzung der Umsetzung, die man nur allzu gern in der Praxis sehen möchte, weshalb man letztlich doch kritisch hinterfragen muss, ob die Darstellung des Beitrages nicht doch etwas zu programmatisch, wenn nicht sogar ideologisch ist.

Wie wird an vergangene Geschichte erinnert, die besonders unangenehm ist, die sensibel und trotzdem aufklärend behandelt werden muss? Mirjam Zadoff setzt sich mit dieser Frage in ihrem Beitrag *Is it history that has the capacity to save us? Über die Zukunft der Erinnerung an den Nationalsozialismus* auseinander und schreibt über den Spagat der Erinnerung zwischen individueller Begebenheit, die Anspruch auf das Vergessen des Traumatischen erhebt, um die Vorteile der Verdrängung zu genießen, und kollektiver Teilhabe, die sich über den Zeitraum des Erlebten hinaus auswirkt. Dazu formuliert Zadoff prägnant: „Erinnern ist ein Prozess, der niemals abgeschlossen ist.“ (S. 151). Nicht umsonst wird der Geschichte allgegenwärtig zugesprochen, aus ihr zu lernen und deren Erfahrungen für zukünftige Entscheidungen einzubeziehen. Zadoffs Antwort auf

die Frage nach dem Umgang mit der Vergangenheitbewältigung fällt ausführlich aus. Zunächst gibt sie einen kurzen Überblick über Projekte der Aufarbeitung in den USA und stellt diese in einen Vergleich zu Deutschland. Sie kommt zu dem Schluss, dass historische Orte von großer Bedeutung sind, schließlich seien sie aufgeladen mit Erwartungen und vermitteln eine besondere Atmosphäre. Eine ähnlich große Rolle räumt die Autorin Zeitzeugen ein. Doch was passiert, wenn auch die letzten Zeitzeugen von uns gehen – die sprichwörtliche Angst vor Stille eintritt? Zadoffs Entgegnung darauf: „Die Arbeit des Erinnerns besteht darin, niemals anzukommen“ (S. 162). Die heutige Zeit bietet mannigfaltige Möglichkeiten, die individuelle Erinnerung für das kollektive Gedächtnis zu konservieren, sei es durch klassische Ton- und Videoaufnahmen der Interviews oder deren Aufbereitung und Weiterverarbeitung zu Hologrammen, Augmented Reality etc. Wichtig ist, das Interesse am Erinnern und an der Auseinandersetzung aufrecht zu erhalten. Angeknüpft an die Erwartungshaltung historischer Orte, geben Gudrun Blohberger und Christian Angerer ihre Erfahrungen im Beitrag *Positive Sinnstiftung an Gedenkstätten? Dialog zur Pädagogik an der KZ-Gedenkstätte Mauthausen* wieder. Abwechselnd resümieren beide in Blöcken als Dialogform aus Entwickler- und Besuchersicht, welche Erwartungen an Ort, Lehren und Vermittlung gestellt werden. Diese Art des Aufbaus ist besonders reizvoll, da die Dialogform das Einnehmen einer anderen Position erlaubt und gleichzeitig den Willen zur Veränderung von Konzepten verdeutlicht. Mit dem Konzept der Selbstreflexion, der Anregung und Einbringung eigener Gedanken erreicht man eine tiefere Beschäftigung mit dem Thema und findet so ganz andere Zugänge der Vermittlung – Partizipation ist in den Augen der beiden Autoren „der Schlüssel für Prozesse der historischen Sinnbildung und der Reflexion von Identität“ (S. 174). Hanno Loewys Aufsatz *Jüdische Museen – Europäische Museen – Postdiaspori-*

sche Diaspora erinnert in seinen Grundzügen und Gedanken an den Sammelband *Das subjektive Museum*: Museen sind keine neutralen Orte; die Auswahl an Objekten für Ausstellungen erfolgt bewusst und subjektiv. Oft wird aber verdrängt, dass damit automatisch Ausschlüsse sowie „Nicht-Gesagtes“ (S. 183) verbunden sind und die Allgemeingültigkeit, die musealen Einrichtungen oftmals zugesprochen wird, gar nicht existiert – jedoch auch nicht beabsichtigt ist (S. 183). Loewy fokussiert seinen Beitrag auf die Vorstellung jüdischer Museen, deren Entstehung und Entwicklung und strebt einen Vergleich zu amerikanischen jüdischen Museen an, um die Perspektivierung in der Darstellung jüdischer Kultur und Geschichte deutlicher hervorzuheben. Seine eigenen Erfahrungen als Mitarbeiter im Jüdischen Museum Hohenems bringt er zum Ende ebenfalls ein. Dazwischen lebt Loewys Aufsatz nicht nur von seiner umfassenden Darstellung und Sichtweise, sondern allem voran von seiner kritischen Erörterung mit den Chancen, die das Museum als Ort bieten und bereitstellen kann. Interessant ist seine Vorgehensweise, die eine ernsthafte und prüfende Auseinandersetzung schafft: Nicht die Fragen werden gestellt, deren Antwort man weiß, sondern Fragen, deren Antworten noch gesucht werden. Barbara Staudinger knüpft an diese Thematik an und setzt sich mit der (jüdischen) Antisemitismusprävention in Gedenkstätten und Museen auseinander. Da museale Institutionen gemeinhin als Teil der Politik angesehen werden – und sei es nur aufgrund der Tatsache, dass die Finanzierungsbewilligung durch öffentliche Träger stattfindet –, wird deshalb auch die Einnahme einer politischen Haltung erwartet. Im Falle der Antisemitismusprävention wird diese Aufgabe – und damit verbunden die hohe Erwartung – an die Museen gestellt, obwohl das Grundproblem bzw. die Prävention an anderen Stellen betrieben werden sollte. Der gesellschaftliche Diskurs zwingt das Museum als Akteur jedoch in diese Rolle. Staudinger sieht in

der Überwindung dieser Abwälzung eine klare Lösung: Enttäuschung, Verweigerung und Öffnung. Dahinter verbirgt sich nichts anderes als die Enttäuschung der Erwartungshaltung, die Verweigerung, Ansprüchen entsprechen zu müssen sowie die Öffnung der Museen als Orte der Kommunikation aller und damit einhergehend das Einschlagen neuer Wege in der Aus- und Darstellung. Diese Lösung sollte jedoch nicht nur konkret auf jüdische Museen bezogen werden, sondern erhält in der Gegenwart eine Allgemeingültigkeit. Gerade die Erwartungshaltung in Hinblick auf Perspektivwechsel und Aufgabenerfüllung ist in den letzten Jahren noch einmal drastisch gestiegen, sodass zwar ein Konvolut aus Forderungen, aber kaum konkrete Lösungen bestehen. Insbesondere Forderungen nach Einbeziehung und dem Erreichen eines großen Publikumbereichs sind laut. Dabei stellt sich mittlerweile die Frage, ob sich die Gesellschaft nicht auch für Museen öffnen und einen Schritt darauf zugehen sollte – getreu dem Motto: Öffnung ist keine Einbahnstraße. Dass sich solch eine Einstellung erfolgreich auswirken kann, zeigt ein Blick auf die Museumssituation in Polen. In ihrem Beitrag *Der Kampf um das „moderne“ Museum – Zeitgeschichte im polnischen Museumsboom* setzt sich Monika Heinemann kritisch mit der Museumsentwicklung Polens – speziell die der narrativen Museen – seit den frühen 2000er-Jahren auseinander. Ausgang dieser Betrachtung ist die Eröffnung des Museums des Warschauer Aufstandes 2004. Innerhalb kurzer Zeit wurde die Neuausrichtung dieses Museums zu einem wahren Erfolg, sodass in den Folgejahren viele museale Institutionen narrative Ausstellungen in ihr Konzept aufnahmen oder gar neu gegründet wurden. Modernität und strategische Ausrichtung stehen seither im Zentrum der polnischen Museumslandschaft. Doch mit dem Erfolg und der Verbreitung wurden auch kritische Stimmen deutlich lauter. So besteht die größte Kritik darin, narrative Darstellungsweisen seien „übermäßig didaktisiert“ und dass sie eine Reizüber-

flutung des Besucherpublikums darstellen, letztlich aber auch eine Verzerrung der Geschichte mit sich brächten. An dieser Stelle ließe man den zynischen Gedanken zu, dass man nie allem Genüge leisten kann. Doch das Gegenteil ist der Fall, denn Heinemann bringt einen wichtigen Punkt ins Spiel: Die Modernität der Museen zog auch eine stärkere Auseinandersetzung mit den Fragen nach den Inhalten musealer Geschichtsschreibung, dem Umgang mit Tabuthemen sowie deren Bezugnahme mit sich. So zeigt sich anhand des eingetretenen Museumsbooms eine eingehend gelungene, differenzierte und vor allem kritische Beleuchtung der polnischen Geschichte, aber auch, wie einseitig und politisiert die Darstellung zum Teil noch stattfindet. Trotzdem ist ein entschei-

dender Wandel eingetreten: Die Geschichtsdarstellung weicht zunehmend vom politischen Kurs der Regierung ab und beginnt, auf eigenen Beinen zu stehen.

So vielseitig und differenziert, wie die hier exemplarisch ausgewählten Beiträge sind, so ist auch der gesamte Sammelband. Es soll an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, dass die Auswahl kein Kriterium der Qualität war – sie erfolgte vor allem im Hinblick auf eine breite Darstellung der Thematik. Alle Beiträge sind durchweg auf einem außerordentlich hohen Niveau und erst die Gesamtheit aller Texte macht diesen Sammelband zu dem, was er ist: ein in sich gelungenes, sensibilisierendes Werk, das zentrale Denkanstöße gibt und den Spagat der Gedenkstättenarbeit einmal

deutlich hervorhebt. Insbesondere die starke innere Kohärenz, die der Band aufweist, sowie die (selbst-)kritische Auseinandersetzung der Beitragenden zu den einzelnen Themen, die eine umfassendere Meinungsbildung zulassen. Erfrischend ist, dass sich die Beitragenden ein Beispiel an der Kontroverse nahmen und die Neuausrichtung auch auf die eigenen Beiträge transferiert haben – die Auswirkungen spürt das Lesepublikum deutlich. Inspirierend, nachdenklich, hinterfragend: Zu wünschen bleibt, dass diese festgehaltenen Ergebnisse sich auch vollständig in die Praxis der vorgestellten Institutionen integrieren lassen und am Ende nicht aus reiner Selbstlegitimation entstanden sind.

Julia Elisabeth Langholz, Naumburg



Michael Kempe:

Die beste aller möglichen Welten.

Gottfried Wilhelm Leibniz in seiner Zeit.
Frankfurt a. M.: S. Fischer. 2022. 352 S.
Abb., ISBN 978-3-10-000027-9,
EUR 24,00.

Vor wenigen Wochen erschien im S. Fischer Verlag ein Buch, das in der Presse und von bekannten Schriftstellern geradezu hymnisch gefeiert wird. Geschrieben hat es der Leiter des Leibniz-Archivs in Hannover Prof. Michael Kempe. Kempe gliedert sein Buch nicht chronologisch oder thematisch. Statt-

dessen schildert er ausgewählte Tage aus dem Leben des Gelehrten. Schlaglichtartig leuchtet er so die wichtigsten Facetten des unergründlichen Genies aus. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Und doch fügen sich die Mosaiksteinchen zu einem detaillierten Bild.

Daniel Kehlmann: „Michael Kempe hat die Leibniz-Biographie für unsere Zeit geschrieben: Es ist schwer, diesem reichen Geist auch nur im Ansatz gerecht zu werden. Sieben ausgewählte Tage, die für das Ganze stehen, sieben Facetten eines großen und widersprüchlichen Bildes.“ Und Rüdiger Safranski: „Eine großartige Idee: von einzelnen Tagen auszugehen, an denen Leibniz' Leben und Werk eine neue Wendung nehmen, und schließlich eine ganze Welt zu entfalten.“ Kempe beschreibt also Tage in Leibniz' übervollem Leben (1646–1716). Sieben Tage in sieben verschiedenen Jahren, an denen Leibniz' Leben und Werk eine neue Wendung nehmen. 1675 treffen wir ihn in Paris an, wo er morgens im Bett sitzt und arbeitet, umgeben von einem Berg an Notizzetteln. An diesem Tag bringt er erstmals das Integralzeichen „∫“ zu Papier, ein großer Moment in der Geschichte der Mathematik – und ein zeitlebens wärender Streit mit

Isaac Newton. Seine wohl größte Entdeckung auf diesem Gebiet aber ist die Skizze einer Maschine, die mit den Zahlen 0 und 1 rechnet – Grundlage des Digitalcodes und damit des Computers. Das Thema diskutiert Leibniz oft und lange mit Herzog Rudolf August in Wolfenbüttel, wo er von 1691 bis zu seinem Tode im Nebenamt die Bibliothek leitete. Er regt seinen Dienstherrn dazu an, eine Gedenkmünze prägen zu lassen, auf der die Erschaffung der Welt (repräsentiert durch Nachthimmel, Sonne und Sterne) sowie eine Zahlenpyramide aus Nullen und Einsen dargestellt sind.

Dass das Nichts überall vorhanden sei, so Kempe, bedeute für Leibniz ein logisches Kalkül. Das Nichts könne jedem beliebigen Begriff hinzugefügt werden, ohne ihn zu verändern. Das Nichts sei also nichts, vor dem wir uns fürchten müssten. Die Null stehe also nicht für die Abwesenheit einer Zahl, sondern werde als vollwertige Zahl anerkannt.

Leibniz schreibt der Null in seiner „Dyadik“, also unserem Binärcode, weitere positive Funktionen zu. Sie sei ein Mangel, und daher Sorge sie dafür, dass wir nach dem Guten strebten. Und da in der Welt kein totales Nichts existiere, entspricht es Leibniz'

Vorstellung, dass es in ihr auch keinen wirklichen Tod geben könne. Seine Dyadik ist, von ihrer weltanschaulichen Seite her betrachtet, nichts anderes als ein metaphysischer Optimismus im Gewand der Mathematik. Unter Leibniz' Allongeperücke entdeckt Kempe einen modernen Menschen und unsteten Geist und fasst diese Entdeckung so zusammen: „Leibniz was a Rolling Stone“. Morgens blieb er, so Kempe, gern lange im Bett, freilich nicht um zu schlafen. „Mir kommen“, notierte er einmal, „manchmal morgens, während ich noch eine Stunde im Bett liege, so viele Gedanken, dass ich den ganzen Vormittag, ja mitunter den ganzen Tag und länger benötige, um sie mir durch Aufschreiben klar werden zu lassen.“ Um munter zu bleiben, trinkt er tagsüber starken Kaffee, kräftig gesüßt. Am Abend trinkt er ein wenig Wein, ebenfalls gesüßt, und zwar mit Kirschsirup aus Früchten, die im eigenen Garten wachsen – eine Rezeptur, die der Rezensent, der sie mit anderen Leibniz-Fans einmal ausprobiert hat, nur bedingt empfehlen kann. Im Schneidersitz, also Bein über Bein auf einer geraden Fläche, beschäftigte sich Leibniz mit allen Themen der Wissenschaften seiner Zeit; so etwa u.a. mit Philosophie, Religion, Mathematik, Politik, Sinologie oder Fossilien. Weil er nahezu ständig schreibend dachte und denkend schrieb, hinterließ er einen der größten und reichhaltigsten Gelehrtennachlässe, den die „Edition Gottfried Wilhelm Leibniz, Sämtliche Schriften und Briefe“ seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts zu erschließen sucht.

Dieses Editionsvorhaben erlebte eine wechselvolle Geschichte. Seit der deutschen Wiedervereinigung von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen mit Arbeitsstellen in Berlin, Hannover, Münster und Potsdam gemeinsam getragene Projekt zählt zu den traditionsreichsten und wissenschaftlich bedeutendsten seiner Art. Dutzende von Fachleuten arbeiten seit rund 120 Jahren an der Herausgabe der Leibniz-Schriften. Der letzte von etwa 128 schweren Bänden soll um 2055 erscheinen. Leibniz' Briefe gehören seit 2007 dem Welterbe der UNESCO an.

Gleichsam nebenbei erfahren wir in Kempes Buch auch etwas über die Schlafgewohnheiten europäischer Menschen im 17. Jahrhundert – ein Thema, von dessen Erforschung der Aviso-Autor bis dato nie etwas gehört hat. Kempe aber hat natürlich seine Quellen sorgfältig in einem wissenschaftlichen Apparat angegeben. Aber keine Sorge! Kempes Erzählstil ist mitnichten trocken, sondern erinnert eher an die angenehm lesbare und immer wieder von feinem Humor touchierte Erzählweise britischer Historiker. An den Verlag sei die Bitte gerichtet, dem Buch bei der nächsten Auflage ein ebenso hübsches wie zum schnellen Umblättern etwa auf Anmerkungen hilfreiches Lesebändchen zu gönnen. Zum Schluss dieser Aviso-Reihe noch etwas Leibniz bzw. Kempe original: „„Sein nächtlicher Schlaf ist ununterbrochen“, schreibt Leibniz über sich selbst. Solche Schlafgewohnheiten sind im 17. Jahrhundert eher untypisch, legen doch viele Menschen eine oder mehrere Wachphasen in der Nacht ein. Die meisten Europäer schlafen nicht acht Stunden am Stück, sondern in Etappen. Nach einer ersten Periode von drei bis vier Stunden folgt zumeist eine zwei bis drei Stunden lange Schlafpause, bevor man sich für den zweiten Schlaf wieder bis zum Morgen aufs Ohr legt. Die Wachphase wird zum Beten, Lesen, für amouröse Entspannung oder zum Unterhalten genutzt; manche verlassen sogar ihr Schlafzimmer, um Nachbarn zu besuchen. Leibniz hingegen verschläft solche Aktivitäten, genießt lieber die Bettruhe und träumt. ... Träume spielen in seiner Weltanschauung eine wichtige Rolle.“

Georg Ruppelt, Wolfenbüttel



Dutta/Jacoby/Schwab,
FamFG – Kommentar
4. Aufl. 2022
LIX und 2.550 Seiten
€ 149,00
ISBN: 978-3-7694-1252-9



Bienwald/Sonnenfeld/
Harm u.a.,
Betreuungsrecht –
Kommentar
7. Aufl. 2022, ca. 1.500 Seiten
ca. € 140,00
ISBN: 978-3-7694-1261-1



Arnold/Meyer-Stolte u.a.,
RPfIG – Kommentar
9. Aufl. 2022
ca. 900 Seiten
€ 129,00
ISBN: 978-3-7694-1267-3



Ludwig Bergschneider,
Verträge in Familiensachen
7. Aufl. 2022
ca. XXXVI und 350 Seiten
€ 69,00
ISBN: 978-3-7694-1270-3



von König/Horsky/Bischof,
Kosten in Familiensachen
3. Aufl. 2022
XXVI und 377 Seiten
€ 59,00
ISBN: 978-3-7694-1258-1



Heinrich Schürmann,
Sozialrecht für die
familienrechtliche Praxis
2. Aufl. 2022
XXVIII und 537 Seiten
€ 69,00
ISBN: 978-3-7694-1256-7